Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 10 (1942-1943)
Heft: 4

Artikel: Hölderlins Mysterien
Autor: Kerényi, Karl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759886

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hölderlins Mysterien[1]

Von Karl Kerényi

Hölderlin führt uns in seinem Hyperion zum Ziel eines hohen Mysteriums hin. Die Bewusstheit, mit der er dies tut, erinnert an diejenige Platons in der Diotima-Rede des Symposion. Nicht umsonst trägt die Heldin Hölderlins denselben Namen, wie die Priesterin aus Mantineia. Ein neues Mysterium hier wie dort: nur ist das Neue, auf das Hölderlin weist, etwas Uraltes, das man wiederzugewinnen hat. „Mir ist nichts lieber, als was so alt ist, wie die Welt" — hiess es in einer früheren Vorrede zum Hyperion. Die Lage beider Werke — des Hyperion und des Symposion — in der unmittelbaren Nähe wirklicher Mysterien ist die gleiche: nur die Richtung ist bei Hölderlin die entgegengesetzte.

Jene Diotima, von der Sokrates eine Offenbarung über Wiedergeburt durch Liebe in Schönheit erhalten haben soll, kommt aus der Sphäre von Mysterien, die in doppeltem Sinne wirklich sind: historisch wirklich als tatsächlich bestehende Kulte im Altertum und zeitlos wirklich als immer wieder, zu jeder Zeit erlebte Geheimnisse des menschlichen Daseins. Das Lebe- und Sterbewesen „Mensch" erlebt auf seiner Lebensbahn, die zugleich Todesneige ist, in seiner individuellen Existenz, die an einem allgemeineren Sein teilhat, Unaussprechliches. In den Göttergestalten und heiligen Begehungen antiker Kulte konnte auch jenes Unaussprechliche vergegenwärtigt werden. Dem Denken muss solches als Paradoxie, ja als unlösbarer Widerspruch — wie eben die Ewigkeit der Sterblichen — erscheinen. Eine naturhafte Mystik, wie diejenige der Griechen, löst das unmittelbar erlebte Paradoxe noch bevor es bewusst geworden ist. Platon führte die Linie solcher naturhaft-mystischen Erlebnisse, die Mysterien des grossen Daimon Eros, durch die Offenbarung der Diotima in ein bewusstes, um die Widersprüche wissendes geistiges Sein hinüber.[2]

[1]) Eine längere Fassung dieser Bemerkungen bildet das Nachwort zur Hyperion-Ausgabe des Rhein-Verlages, Zürich.

[2]) Näheres darüber beim Verf.: Der grosse Daimon des Symposion (Albae Vigiliae XIII), Amsterdam-Leipzig 1942.

Bei Hölderlin ist die Richtung durch die neue Zeit bestimmt. Der Dichter des Hyperion kommt von einem allzubewussten, über jene Widersprüche philosophierenden Zustand her, von einer durch Kant und Fichte beherrschten Geistigkeit, die nicht mehr wie die platonische in naturhaften Urgründen verwurzelt ist, sondern der zu einer solchen Verwurzelung wieder verholfen werden soll. Der tübinger Stubengenosse Hegels und Schellings wählt dazu seinen eigenen Weg: den Weg des Hyperion. Wiederverwurzelung des nur gedachten Mysteriums in das unmittelbare Erlebnis der Natur: das ist Hölderlins Richtung.

Das Wort „Mysterium" gilt ihm, der Auffassung seiner Zeit entsprechend, für etwas Gedachtes. Die Weisen erzählen uns „schröckend-reizende Mysterien". „Ich spreche Mysterien, aber sie sind" — sagt Hyperion selbst, als er seine grosse Lehre von der Göttlichkeit des Menschen vorträgt. Und Alabanda zu ihm: „Jeder hat seine Mysterien, lieber Hyperion, seine geheimern Gedanken"... In einem früheren Zustand des Hyperionromans, im Thalia-Fragment, wird das Ziel, nach dem der Leser mitgerissen, die höchste Weihe, zu deren Erleben er vorbereitet werden soll, rein gedanklich gefasst: „Umsonst hab ich mein Vaterland verlassen und Wahrheit gesucht." Es wird hier auch ganz klar gesagt, auf was für eine hohe Art von Wahrheit Hyperion Anspruch erhebt: „Was mir nicht Alles und ewig Alles ist, ist mir Nichts". Diese Worte muss man verstehen, wenn man zur letzten und endgültigen Fassung des Romans, zur Lösung der also gestellten Aufgabe, die richtige Einstellung gewinnen will. Was bedeutet die „Wahrheit", die „Alles und ewig Alles" ist?

Sie ist „das Eine, das uns Ruhe gibt" — so lauten Hyperions Worte. Wer dies „ewig Alles" will, der will es sein. Es handelt sich hier nicht um blosses Wissen, sondern um das Sein „im einzigen Sinne des Worts", wie dies Hölderlin in einer früheren Vorrede zum Hyperion selbst ausspricht. Nicht das Sein zu wissen, sondern das Sein zu sein, in „seliger Einigkeit", im „Frieden des Friedens": das ist das Erstrebenswerte. „Uns mit der Natur zu vereinigen, zu einem unendlichen Ganzen, das ist das Ziel all unseres Strebens"

— so liest man in jener Vorrede. Solche Vereinigung wird nicht bloss gewusst, sondern erlebt. Hölderlin sagt uns auch klar, wie durch jene Vereinigung das Sein, das er meint, sich meldet: „Wir hätten auch keine Ahndung von jenem unendlichen Frieden, von jenem Sein, im einzigen Sinne des Worts, wir strebten gar nicht, die Natur mit uns zu vereinigen, wir dächten und handelten nicht, es wäre überhaupt gar nichts, wenn nicht durch jene unendliche Vereinigung jenes Sein im einzigen Sinne des Worts vorhanden wäre. Es ist vorhanden — als Schönheit".

Das Sein, welches das Sein von Allem und Jedem ist, wird als Schönheit zum Erlebnis des Einzelnen. Das ist das grosse Geheimnis, von dem Hyperion im Thalia-Fragment sagt, es müsse heraus. Keine bloss gedachte oder nur geschaute, keine theoretische Lösung ist das. Und am wenigstens ist es eine ästhetische, sich mit einer Beziehung zum Schönen begnügende Lösung. Das Schöne ist im Sinne des Hyperion nicht bloss zu betrachten und nur so zu geniessen, sondern zu sein. Wie ist man es aber? Eine Frage, die nicht dahin verbogen werden darf: wie schafft man die eigene Schönheit? Denn man schafft auch das eigene Sein nicht. Ist im Lebendigen etwas Unzerstörbares, eine Seele da, so ist diese Seele und die Schönheit dasselbe. Man hat es zu finden, nicht durch Philosophieren, sondern durch Entfalten des eigenen Lebens.

Zu solchem Sichentfalten ins Sein hinein gibt es keine praktische Anleitung, sondern nur Wegweiser: Symbole, welche die Aussicht nach dem Ziel eröffnen und zugleich Möglichkeiten des Dahingelangens sind. Der Leser des Hyperion hat deren drei mitzuerleben: das Kind, die Pflanze und die Sonne. Drei Seinsformen, deren Mysterium es ist, dass sie für das Einzelwesen, das sie eingeht, fast oder ganz schon das allgemeine Sein: das Schönsein und Gottsein bedeuten.

Mit den ersten beiden veranschaulicht Hyperion im Thalia-Fragment auch den Zustannd vor dem Antreten des Weges, der in der endgültigen Fassung des Romans zum hohen Ziele führt: „Ich bin wie eine kranke Pflanze, die die Sonne nicht ertragen kann"... „Da sah ich neulich einen Knaben am Wege liegen. Sorgsam hatte die Mutter, die ihn bewachte, eine Decke über ihn gebreitet, dass er sanft schlummere im Schat-

ten, und ihn die Sonne nicht blende. Aber der Knabe wollte nicht bleiben, und riss die Decke weg, und ich sah, wie ers versuchte, das freundliche Licht anzusehn, und immer wieder versuchte, bis ihm das Auge schmerzte und er weinend sein Gesicht zur Erde kehrte. Armer Knabe! dacht ich, andern ergehts nicht besser"... Dem Zustand dieses Kindes und der kranken Pflanze entspricht die Dämmerung, in der Hyperion damals noch lebt: „Meinem Herzen ist wohl in dieser Dämmerung. Ist sie unser Element, diese Dämmerung? Warum kann ich nicht ruhen darinnen?"

Die drei Symbole erscheinen dann voll entfaltet in der letzten Fassung. Das Kind ist ein „göttlich Wesen", der Zwang des Gesetzes und des Schicksals lastet auf ihm nicht, in ihm ist Freiheit allein. Es ist der Natur am nächsten. Und wenn es auch nicht in die Sonne zu blicken vermag, wie das mythologische Kind, von dem ein griechischer Roman im späten Altertum erzählte, so spielt ein anderes, hohes Element, die heilige Luft, doch mit den Kindern am schönsten. Sie ist für Hölderlin „Schwester des Geistes, der feurigmächtig in uns waltet und lebt". Der Geist ist hier mehr als verwurzelt in der Natur: er ist eines der Elemente geworden. Und wie die Kinder, so sind auch die Götter: „Schicksallos, wie der schlafende Säugling, atmen die Himmlischen". Wer so atmet, ist mit Geist erfüllt. Das Kind besitzt das Sein fast noch wie die Götter.

Wir dürfen dies Geheimnis des Kindes als eines der „Mysterien" Hölderlins bezeichnen. Ein zweites ist das Mysterium der Pflanze, die der Erde verwurzelt sich doch der Morgensonne aufschliesst. Die Blumen spriessen aus der dunklen Erde und die Natur dringt, wie ein schäumender Springquell, in den Bäumen zur Höhe empor: Erde und Sonne begegnen sich in ihnen. Im Pflanzenglück begannen auch die Menschen, „und wuchsen auf und wuchsen, bis sie reiften". Jetzt sind sie gefallene, faule Früchte. Sie sollten wieder den Pflanzen gleichen: „O heilige Pflanzenwelt" — ruft einmal Hyperion — „wir streben und sinnen und haben doch dich! wir ringen mit sterblichen Kräften Schönes zu baun, und es wächst doch sorglos neben uns auf!" Das Schönste unter den Menschenkindern, die Hyperion gekannt hat, war Diotima „eine Blume

unter den Blumen". Ihr rätselhaftes Hinsterben war auch nicht nach Menschen-, sondern nach Pflanzenart: es war das Verwelken einer Blume. Und sie wird zur Pflanze und dadurch göttlich.

Das grösste der Mysterien aber, das zur Göttlichkeit führt, ist jenes der Sonne. Man kann und soll nicht nur so sein, wie die Kinder und Pflanzen, sondern so, wie die Sonne selbst. „Sei, wie dieser!" — ruft Alabanda und weist auf den Sonnengott, der in seiner ewigen Jugend, immer zufrieden und mühelos aufgeht. Die Kinder der Erde leben durch ihn allein. Es gibt aber auch Söhne der Sonne, „freiere Seelen", die sie erzieht. Ein Namensbruder der Sonne, des „herrlichen Hyperion des Himmels", ist der Held des Romans. Die Sonne ist in ihm. Wenn er liebt, ist der Mensch überhaupt eine Sonne: allsehend, allverklärend. Unter Diotimas Einfluss kommt mehr Gleichgewicht in Hyperions Seele und plötzlich fühlt er seine zerstreuten, schwärmenden Kräfte „all in eine goldene Mitte versammelt". Er hat Wahrheit gesucht. Wahr ist aber für Hölderlin die Sonne. Wie Geist und Luft, so sind Wahrheit, die „Alles und ewig Alles ist", in der Sonne draussen und in der eigenen Sonnenhaftigkeit drinnen zugleich, wie in einem einzigen „goldenen Samenkorn", aus dem der Baum des Lebens heraufwächst.

Es wäre eine Leichtes Parallelen aus der naturhaften Mystik, den Kultgebräuchen und der religiösen Literatur aller Völker anzuführen: wirklich Uraltes, vom Hymnus des Rigveda auf Hiranyagarbha, das „goldene Samenkorn", angefangen. Wir sollen aber den Hyperion nicht von aussen her verstehen, sondern ihn wieder, oder endlich einmal wirklich haben, wie etwa ein gebildeter Chinese das Taoteking hat. Und wir wollen uns dessen bewusst werden, was wir Europäer in ihm haben: unser intimes, fast geheimes sonnenhaftes Buch, das uns immer wieder wahr machen wird das Hölderlinsche „Schicksalswort": „dass eine neue Seligkeit dem Herzen aufgeht, wenn es aushält und die Mitternacht des Grams durchduldet, und dass, wie Nachtigallgesang im Dunkeln, göttlich erst in tiefem Leid das Lebenslied der Welt uns tönt".